

Erschienen in: SCHRÖDER, Hartmut/BOCK, Ursula (eds.):
Semiotische Weltmodelle. Mediendiskurse in den
Kulturwissenschaften. Festschrift für Eckhard HÖFNER zum
65. Geburtstag, Münster 2010, 189-214.

Hans Goebel

***English only* und die Romanistik – ein Aufschrei**

1. Vorbemerkung

Festschriften laden, da sie ja letztendlich einen engen Bezug zum unerbittlichen Ablauf der Zeit haben, dazu ein, sich über Phänomene Gedanken zu machen, die man gemeinhin die *Zeichen* eben dieser Zeit nennt. Dies ist im vorliegenden Fall deshalb besonders angebracht, weil der Festeggiando ein spezielles Naheverhältnis zur Welt der *Zeichen* im Allgemeinen und im Besonderen hat.

Angesichts der langen Dauer unserer Freundschaft und des weiten (und bisweilen etwas abseitigen) Horizonts unserer gemeinsamen Interessen darf ich Dir, lieber Eckhard, in einer ganz und gar altmodischen Sprache *infimo e corde* zurufen: *ad multos, permultos felicesque annos!*

2. Zum Thema

Ich werde über den unübersehbar gewordenen Einfluss sprechen, den das unaufhaltsame Vorrücken des Englischen als weltweit fast exklusiv präsenter Wissenschafts-Koiné ganz eindeutig auch auf die seit jeher polyglott konzipierte Romanistik à la Friedrich Diez (& Co.) hat. Dazu veranlassen mich zahlreiche persönliche Erfahrungen, Reflexionen und Lektüren der letzten zwei Jahrzehnte sowie auch viele Gespräche und Erlebnisse mit Kollegen aus den verschiedensten Disziplinen und Ländern.

Wenn meine Zeilen nicht von jubelnder Freude über die durch *eine General-Sprache* schlussendlich hergestellte Grenzenlosigkeit zwischen Hammerfest und Punta Arenas (Feuerland) bzw. zwischen New York und Wladivostok gekennzeichnet sind, so möge man das der unverbesserlichen

Euro-Zentrie, der Liebe zur Vielfalt dieser Welt und natürlich auch dem Alter des Schreibenden anlasten, welch letzteres ungefähr jenem des Festeggiando entspricht.

3. Romanistik – was ist das?

Angesichts der vielen Tinte, die zur Beantwortung dieser Frage schon geflossen ist und auch auf Grund der immens gelehrten Komplexheit, womit dieses Thema schon mehrfach abgehandelt wurde, möchte ich es ganz kurz machen. Ungefähr so kurz, wie ich es im Kreis von Freunden zu tun pflege, wenn diese mich über mein berufliches Tun und Lassen befragen.

In der Romanistik – der „guten, alten“, eben jener à la Diez & Co. – sehe ich eine von einer tiefen *persönlichen Empathie* zu den romanischen Ländern, Kulturen und Sprachen getragene akademische Tätigkeit, die neben genuin *wissenschaftlichen* Erträgen auch solche *völkerverbindender* Natur im Sinne eines interkulturellen Brückenschlags generiert. Dieser interkulturelle Brückenbau impliziert, dass ein so gestrickter Romanist mit den Vertretern der von ihm besonders favorisierten romanischen Kulturen „auf gleicher Augenhöhe“ zu kommunizieren imstande ist, und zwar mit einer solchen Qualität, dass dies auch von der anderen Seite mit Wohlwollen anerkannt und akzeptiert wird.

Dass Leute dieses Selbstverständnisses einen Gutteil ihrer intellektuellen Energie in den Erwerb und die laufende Pflege mehrerer romanischer Sprachen investiert haben bzw. dies lebenslang tun, sei nicht nur als technische Selbstverständlichkeit, sondern als Charakteristikum eines bestimmten persönlichen *Habitus* (à la Pierre Bourdieu) vorausgesetzt. Diese prinzipielle Bereitschaft zur *Poly-Glossie* (bzw. natürlich auch zur *Poly-Graphie*) ist dabei nicht nur eine Emanation des Diez'schen Denkens bzw. des sich auf dieses berufenden Verständnisses von Romanistik, sondern auch des gesamten (älteren) sekundären und tertiären Bildungs-Systems in den Ländern deutscher Zunge (D-A-CH), dessen Grundlagen in Deutschland auf den Neuhumanismus Humboldt'scher Prägung und in Österreich auf die darauf basierenden Bildungsreformen der 40er und 50er Jahre des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Das Wohl und Wehe der Romanistik hing und hängt auch – abgesehen von der unabweisbaren Einbettung in den heute mit Rasanz und Brutalität nicht bloß *wehenden*, sondern *eindeutig stürmenden* Zeitgeist – auch vom adäquaten Funktionieren eines besonde-

ren bildungspolitischen Kontextes ab. Doch davon soll und kann hier nicht die Rede sein.

4. Die Krise

Ich habe das unaufhaltsame Vorrücken der „English only“-Welle hinsichtlich der damit verbundenen „objektiven“ Fakten und der dazu verfassten Literatur aller Schattierungen bis zum in Wien im Jahr 2007 abgehaltenen Romanistentag gewissermaßen „nur“ als sozio- und pragmalinguistisch sowie historisch interessierter (Außen)Beobachter verfolgt, der sich letztendlich aber doch irgendwie als *au-dessus de la mêlée* stehend wähnte.

Das solide Eingebettetsein in eine vergleichbar polyglotte romanistische Kollegenschaft, die bereit und willens war, just die Romanistentage als willkommene Gelegenheit zur gemeinschaftlichen Zelebrierung „Diez’scher Tugenden“ zu benützen (und ihnen damit eben nicht den Status und die Funktion irgendeines international besetzten Kongresses zuzuschreiben), schien mir bis dato eine nicht zu hinterfragende Selbstverständlichkeit zu sein. Als ich aber in Wien feststellte, dass in sieben der insgesamt elf linguistischen Sektionen des fraglichen Romanistentags ausgiebig (und z. T. sogar überwiegend) auf Englisch vorgetragen und diskutiert wurde, war es mit meiner vormaligen *au-dessus de la mêlée*-Position mit einem Schlag vorbei. Eine von mir unter den mit englischen Beiträgen hervorgetretenen Kollegen durchgeführte Umfrage (N = 11) brachte die folgenden zwei Hauptfakten ans Licht:

- 1) Die frühere Koiné-Funktion des Französischen (zu verstehen als generelle Fähigkeit, das Französische zu sprechen und vor allem zu verstehen) existiere nicht mehr. Dies betreffe sowohl die eingeladenen Gäste aus verschiedenen Ländern der Romania als auch jüngere Romanisten aus deutschsprachigen Ländern.
- 2) Verschiedene Thematiken – vor allem mit einem klaren Nahebezug zu *generativen* und *technologiegestützten* Fragen – ließen sich wegen in diversen nicht-englischen Sprachen diesbezüglich feststellbarer terminologischer Defizite nur mehr auf Englisch abhandeln.¹

¹ Überdies tut sich damit das in der Ethnologie und Vergleichenden Religionsgeschichte gut bekannte Syndrom der für einen bestimmten sakralen Bereich exklu-

Die überwiegende Mehrzahl der Antworten erfolgte in trockener Weise und damit sozusagen *sans remords*, so dass ich den Eindruck gewonnen habe, mit allgemein akzeptierten und keineswegs mehr *in bilico* befindlichen Sachverhalten konfrontiert worden zu sein.

Was mir nach dieser Rundfrage und im Zuge mehrfacher Beobachtungen des laufenden Wissenschaftsbetriebs immer deutlicher wurde, ist der Umstand, dass sich der Romanistennachwuchs ganz offenbar von den romanischen Sprachen ab- und aus Gründen, die nun nichts mehr mit dem von Empathie getragenen Studium der romanischen Sprachen, sondern mit den Erfordernissen eines globalisierten Wissenschaftsbetriebs zu tun haben, sehr stark dem Englischen bzw. dem Globalesischen² zugewandt hat. Mit anderen Worten: es scheint, dass ein neues Romanistik-Paradigma nicht mehr nur „vor der Tür“, sondern vielleicht sogar „schon im Wohnzimmer“ steht.

Ich erinnere mich, in den Siebziger-Jahren in der Bretagne und anderen Gebieten Frankreichs mit einer autochthonen und in Schwierigkeiten befindlichen Minderheit verschiedene Spielarten der provokatorischen Frage „Comment peut-on être breton sans parler breton?“ gesehen zu haben, auf die damals – je nach Standpunkt auf der zwischen den Polen des Französischen und des Bretonischen aufgespannten Assimilations-Skala – in sehr engagierter Weise völlig konträre Antworten gegeben wurden. Die einen machten ihre *bretonnité* (oder *celtitude*) an möglichst intakten Kenntnissen des Bretonischen fest, während die anderen einen von der Sprache Bretonisch und deren Kenntnis losgelösten bretonischen Regionalismus für möglich und auch erstrebenswert hielten.

Jüngst hatte ich in Berlin Gelegenheit, die Stellungnahme eines jüngeren Kollegen aus dem Bereich der romanischen Linguistik zu vernehmen, der sich als Befürworter einer weitgehend auf Englisch betriebenen Gesamtromanistik (hier zunächst für die Zwecke der *Linguistik*) erklärte und als

siv zu verwendenden *Heiligen Sprache* auf. Für jemand, der sich den Erträgen der Europäischen Aufklärung in besonderer Weise verbunden fühlt, ist so etwas ein ganz besonderer „Leckerbissen“.

² Der Terminus *Globalesisch* kommt des öfteren bei Trabant 2008 vor (z. B. 194); Ammon 1998 spricht dagegen von *Globalisch* bzw. *Globalish*.

Grund erneut den Verfall koiné-artiger Kenntnisse des Französischen unter den gesamtromani(sti)sch Interessierten anführte. Leider hatte ich damals aus zeitlichen Gründen keine Gelegenheit, diese Frage mit dem betreffenden Kollegen in Diskussion oder Zwiegespräch hinreichend abzuklären. Doch schoss mir damals eine Paraphrase zur eben zitierten bretonischen Identitäts-Frage durch den Kopf, nämlich: „Comment peut-on être romaniste sans parler français?“, wobei natürlich unter parler all das zu verstehen wäre, wozu beim Umgang mit romanischen Sprachen ein von multipler Empathie zur Buntheit der Romania animierter Romanist älterer Bauart fähig war bzw. sein sollte: also nicht unbedingt die aktive Beherrschung *à l'oral et l'écrit*, sondern stattdessen wenigstens ein passives Verstehen in Wort und Schrift.

Es steht völlig außer Zweifel, dass von den angeblich 6000 Sprachen dieser Welt früher und heute der weit überwiegende Großteil durch Rekurs auf ein alloglottes Medium – also auf das Englische oder eine landesspezifische Großsprache – untersucht und analysiert wurde bzw. immer noch wird. Nur hatte das – abgesehen von rein arbeitspraktischen Gründen und der oft übergroßen kulturellen Ferne der Analytisten vom Objekt ihrer Analyse – auch den Grund, dass die analysierten Sprachen zumeist schriftlos und nicht Teil grenzüberschreitend agierender Schul- und Bildungssysteme waren bzw. sind, in deren Kielwasser kulturelle Phänomene wie die vorhin zitierte Empathie für Romanisches auftreten konnten. Und zur Spezies dieser Bildungssprachen zählen die romanischen Sprachen allesamt, drei von ihnen (Französisch, Italienisch, Spanisch) sogar in sehr prominenter Weise.

Natürlich kann man über sie unter Verzicht auf ihre metasprachliche Verwendung reden, doch sollte man sich dessen bewusst sein, dass man ihnen (und anderen Sprachen mit vergleichbarem Status und vergleichbarer Geschichte) damit etwas nimmt, was – wie wir aus Sozio-, Ethno- und Pragmalinguistik bestens wissen – für ihre psychosoziale Verankerung in der Gesellschaft enorm wichtig ist: Würde und Respekt vor den in ihnen niedergelegten kulturellen Leistungen.³ Doch davon später mehr.

³ Es ist durchaus möglich, eine Vielzahl von Sprachen so zu studieren (und dabei auch „gute“ Wissenschaft zu betreiben), wie das die Biologen mit den auf Nadeln aufgespießten Insekten tun. Nur hat das mit der in der Romanistik bisher mehrheitlich geübten Praxis nur sehr wenig zu tun.

5. „English only“: eine Diagnose aus romanistischer Sicht

Die Fakten sind bekannt: die Anglisierung aller Bereiche der Naturwissenschaften (inklusive der Medizin und Ingenieurwissenschaften) und fast aller Bereiche der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften ist in der Domäne des Publikations- und Kongress-Wesens weltweit praktisch vollendet.⁴ In der Domäne des akademischen Unterrichts ist dies durch die massive Einführung des Englischen als Unterrichts- und Vermittlungssprache an den Universitäten ebenso weitgehend der Fall.⁵ Einige eher nördlich gelegene Landstriche Europas (wie die Niederlande und alle skandinavischen Länder) waren bzw. sind diesbezüglich Vorreiter und haben die eigenen

⁴ Siehe dazu beispielsweise Ammon 1998 (und zahlreiche vorherige Schriften desselben Autors), Calaresu/Guardiano/Hölker 2006, Carli/Ammon 2007, de Cillia/Krumm/Wodak 2003, Glück 2008, Goebel 2005a, Hamel 2006 und 2007, Kalverkämper/Weinrich 1986, Lieber/Wentzlaff-Eggebert 2002, Limbach 2008, Oksaar/Skudlik/Stackelberg 1988, Phillipson 2003 und 2006, Reinbothe 2006, Skutnabb-Kangas 2000, Stackelberg 2009 (Neudruck von Jürgen von Stackelberg: Die Mehrsprachigkeit der Geisteswissenschaften, in: Oksaar/Skudlik/Stackelberg 1988, 131-201).

Es handelt sich dabei meistens um Darstellungen, die im Bereich der Wissenschaft (und darüber hinaus) den Rückgang des *Deutschen* vor dem Englischen beleuchten. Doch sei hier explizit erwähnt, dass analoge Schriften auch in und zu allen anderen *nicht-englischen* Großsprachen Europas eingesehen und herangezogen werden müssten, um das Gesamtthema adäquat zu beleuchten. Immerhin handelt es sich dabei keineswegs um ein nur das Deutsche, sondern die *gesamte nicht-englische* Kultur-, Geistes- und Wissenschaftsszene in Frage stellendes Dilemma.

⁵ Siehe dazu ganz besonders Ammon 1998, wo bereits auf dem Titelblatt des Buches die flächendeckende Einführung des Englischen als akademischer Unterrichtssprache in Deutschland (sowie fallweise auch in den anderen deutschsprachigen Ländern) gefordert wird; sogar für die Romanistik: cf. *ibidem*, 270. Dieses immerhin von einem Germanisten geschriebene Buch atmet nicht nur eine erstaunliche Unkenntnis von der Praxis alltäglich gelebter Mehrsprachigkeit, die vom Autor eigentlich immer als Last empfunden wird, sondern auch das Bemühen, sich im Rahmen einer finalen Großanstrengung eines globalen semiotischen *Skandalons* namens *Deutsch* ein für allemal zu entledigen. Liessmann 2006, 135, spricht in diesem Zusammenhang ganz explizit vom „Haß auf das Eigene“.

Muttersprachen – um deren Emanzipation vom Lateinischen und nachfolgenden proprialen Ausbau auch dort zäh gerungen worden war – aus diesen Domänen bereits zur Gänze verdrängt bzw. entlassen.

Das von vielen Apologeten der Vielsprachigkeit mit Humboldt'schem Gestus vorgebrachte Argument der unerreichbaren Präzision des Argumentierens in der jeweiligen Muttersprache wird in diesen Bereichen bzw. Ländern geradezu invertiert: die in Frage stehende Präzision der wissenschaftlichen Aussage eigne nur mehr dem englischen Fachdiskurs, weil – wie ohne jeden Anflug von Bedauern sofort hinzugesetzt wird – die eigene Muttersprache dazu nicht mehr imstande sei.

Drei „unschlagbare“ Argumente kommen im Bereich der Natur, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften dazu:

- 1) der endlich geschaffte Fortfall der Mühsal des multiplen Sprachenerwerbs;
- 2) die mit „English only“ erreichte Globali- bzw. Internationalisierung des Wissenschaftsbetriebs;
- 3) vor allem mit Blick auf die Naturwissenschaften: die Kurzlebigkeit des zirkulierenden Wissens und die damit verbundene Vernachlässigung von älteren Forschungserträgen. Alle Erkenntnisse, die älter als fünf Jahre sind (und damit vielleicht noch nicht in Globalesisch geschrieben wurden), seien per se irrelevant und könnten somit getrost vergessen werden. Hier trifft also das für die Geistes- und Kulturwissenschaften so wichtige Argument nicht zu, demzufolge älteres bzw. sogar uraltes Wissen seine Aktualität virtuell nicht verliert und damit auch die mit diesem Wissen eng verbundenen Sprachen diesbezüglich eine stets aktuelle Schlüssel-funktion besitzen.

Eher *sottovoce* werden von den Kritikern dieser Entwicklung immer wieder zwei Fragen gestellt:

- 1) die Frage der Entfaltung von *politischer Macht* durch die semiotische Monopolisierung des Sprachenmarktes und jene der damit verbundenen *hegemonialen Diskurse*. Immerhin ist ja das Englische – anders als das mittelalterliche und frühneuzeitliche Gelehrten-Latein – in vielen Ländern Muttersprache, noch dazu in solchen, die aus historischen Gründen über eine unübersehbare ökonomische, technologische und kulturelle Prominenz (und damit

Vorbildwirkung) verfügen, und verschafft damit seinen Sprechern deutliche Vorteile gegenüber dem Rest der Welt.⁶

- 2) Die Frage der sich daraus ergebenden kommunikativen Ungleichheit bzw. Ungerechtigkeit, die vor allem aus der Perspektive der nach westlichen Prinzipien gelebten partnerschaftlich-egalitären Demokratie bedenklich erscheint.⁷

Die *erste* Frage bezieht sich auf globale, politisch relevante Sachverhalte, die aber in absehbarer Zeit durch kein Kräutlein dieser Welt mehr verändert werden können. In Beantwortung der *zweiten* Frage wird als Expediens oft auf das (natürlich nicht billige) Mittel der Übersetzung (mündlich-simultan sowie schriftlich) hingewiesen.

Überdies sind mächtige Motoren bei der Promotion von „English only“ und des damit verbundenen neuen Wissenschaftler-Habitus auch die in Europa omnipräsenten (und hinsichtlich ihrer finanziellen Bedeutsamkeit unverzichtbaren) forschungsfördernden Institutionen, angefangen von jenen der EU (z. B. „European Research Council“, „European Science Foundation“) bis hin zu den nationalen Forschungsförderungs-Institutionen (wie der „Deutschen Forschungsgemeinschaft“ [DFG]⁸, Bonn, dem „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“ [FWF], Wien, etc.). Im Namen der Internationalisierung der jeweiligen Begutachtungs-Prozeduren, der Vereinfachung der damit verbundenen bürokratischen Abläufe und auch der Standardisierung szientometrischer Bilanzen (wie des interdisziplinär-vergleichenden Rankings von Zeitschriften etc.) wird nachhaltig und zugleich aber auch höchst kritiklos auf die Eliminierung aller nicht-englischen Sprachen aus den Förderungsanträgen und anderen einschlägigen Texten hingearbeitet.

⁶ Siehe dazu ganz besonders die Schriften von Robert Phillipson (hier: 2003 und 2006).

⁷ Siehe dazu den Titel des im Jahr 2007 von Augusto Carli und Ulrich Ammon herausgegebenen AILA-Sammelbandes.

⁸ Daher ist die 2008 bekannt gewordene Absicht der neuen Vizepräsidentin der DFG, der Frankfurter Historikerin Luise Schorn-Schütte, sehr zu begrüßen, im Bereich der Geisteswissenschaften das Deutsche als Sprache der eingereichten Förderungsanträge in besonderer Weise zu schützen. Es wäre sehr zu wünschen, dass sich dieser Initiative auch der österreichische FWF anschließt.

Dass damit auch hinsichtlich der innerbetrieblichen Normen der verschiedenen Wissenschaftslandschaften in oft sehr radikaler Weise vereinheitlichend (bzw. sogar kahlschlagend) vorgegangen wird, wird meistens nicht nur in Kauf genommen, sondern auch angestrebt und dabei sogar als Fortschritt betrachtet. Dem wissenschaftlichen Nachwuchs, der angesichts der heute grassierenden Drittmittel-Hektik auf ein gehorsames Eingehen auf die von DFG, FWF & Co. gesetzten Vorgaben angewiesen ist, wird vermittelt, dass die vorgeschriebenen Maßnahmen zukunftsfruchtig und vor allem karrierefördernd seien⁹.

Im Bereich der Natur- sowie fast aller Sozial- und Wirtschaftswissenschaften mag man die skizzierten Entwicklungen achselzuckend hinnehmen. Doch wie sieht es mit den Geistes- und Kulturwissenschaften aus, wobei ich als deren Kern die Alten und Neueren Philologien, die nationalen Historiographien (über alle Epochen hinweg)¹⁰ und die ästhetischen Wissenschaften (in den Bereichen Musik, Theater, Kunst und Architektur) ansehe?

Betrachten wir dazu ein Argument, das in der zur Frage von „English only“ geschriebenen Literatur kaum oder nur selten vorkommt, nämlich jenes der Langlebigkeit geisteswissenschaftlich relevanten Wissens. Hier verstehe ich darunter zunächst jenes Wissen, das man gemeinhin als „Quellen“ bezeichnet, und dann auch jene sekundären Wissenserträge, die von den diversen Geisteswissenschaften seit deren Emanzipation vom Lateinischen in muttersprachlicher Form geschaffen worden sind.¹¹ Bei diesen gilt die vorhin zitierte Grundumwälzung des relevanten Wissens in ganz kurzen Zyklen nicht. Und zwar nicht einmal ansatzweise. Da eine der zahlreichen Säulen der Geisteswissenschaften die permanente *Selbstvergewisserung* und eine andere die *Konstruktion* (sowie laufende Nachkorrektur) diskursgestützter nationaler und subnationaler – auf jeden Fall aber meist nicht-englischer – *Identitäten* ist, kann der Verlust einer differenzierten Lesefä-

⁹ Analoges gilt überdies auch für das Verlagswesen.

¹⁰ Unter „nationaler Historiographie“ ist hier beispielsweise die Erforschung bestimmter Perioden Deutschlands, Österreichs oder des Heiligen römischen Reiches durch aus den D-A-CH-Ländern stammende Forscher mit deutscher Muttersprache zu verstehen. Derartige „nationale Historiographien“ gibt es natürlich auch in Frankreich oder Italien. Auch für sie existieren dieselben Probleme.

¹¹ Nur der Einfachheit halber klammere ich hier die in Mittellatein geschaffenen Wissenserträge aus.

higkeit hinsichtlich älterer Quellen und früheren Sekundärwissens zu dem führen, was man gemeinhin einen *Kontinuitätsbruch* nennt. Erfahrungsgemäß reagieren Gesellschaften auf solche Kontinuitätsbrüche aber keineswegs gutartig.

Wer sich als Geisteswissenschaftler aus – beispielsweise – den Niederlanden seriös für die Belange der Österreichisch-Ungarischen Monarchie interessiert, kommt – *tanto per dire* – ohne vorzügliche Kenntnisse des Deutschen und anderer monarchie-spezifischer Sprachen nicht aus. Ein Herangehen an diese Problematik nur über auf Englisch verfasste Texte ist zwar möglich, kann aber nie – schon angesichts des Reichtums der vorhandenen Quellen – über ein oberflächliches Hineinschmecken hinausgehen. Es mag aber durchaus sein, dass Zeiten kommen, die sich mit diesem Hineinschmecken zufrieden geben bzw. diese Schonkost sogar für das Maximum des wissenschaftlich Erreichbaren halten. Der Unterschied zwischen diesen beiden Erwartungs- und Introspektionshorizonten hätte dann einen eindeutigen Namen: *Vergessen*.

Was also für die Naturwissenschaften offenbar kein Thema ist, kann für die auf *Kontinuität* und *Memoria* existentiell angewiesenen Geistes- und Kulturwissenschaften letal werden: *oblivio* durch Sprach(en)verlust.¹² Überdies wäre dies die zweite der heute allgemein grassierenden *obliviones*, die das Gedächtnis unserer Zeit (und auch jenes unserer Nachfahren) bedrohen: neben der eben skizzierten *oblivio linguistica* durch die kollektive Eliminierung aller nicht-englischen Sprachenkenntnisse gibt es da noch die oft besprochene, aber im Bewusstsein der *community* aller *user* der EDV-*facilities* relativ schwach verankerte *oblivio informatica*, die

¹² Das Faktum des mit dem *Nicht-Können* bzw. *Ignorieren* von Sprachen unauf lösbar verbundenen *Vergessens* von Kultur- und Wissensgütern hat – soweit ich sehe – erstmals Konrad Ehlich in ungemein klarer Form im Rahmen einer Liste von elf Thesen gegen den „wissenschaftssprachlichen Unitarismus“ erwähnt (Ehlich 2003, 54-55): [These 8] „Die Entpluralisierung der Wissenschaftssprachen bedeutet eine Wissensvernichtung im großen Stil. All das Wissen, das nicht in der neuen unitären Wissenschaftssprache präsent ist, ist als solches marginalisiert, ridiculisiert und durch Praxis als irrelevant ausgegeben. Damit befindet es sich auf dem steilen Abwärtsweg in das allgemeine Vergessen. Auch hierfür gibt es zahlreiche Beispiele, etwa die Entwicklung der arabischen „Nationalphilologie“ aus den Jahren 1000-1200.“

unterschiedslos Texte in allen Sprachen betrifft und somit noch verheerender werden kann als die *oblivio linguistica*. Bekanntlich ist die Langzeit-speicherung von in EDV-Medien deponierten Informationen ein durch ihre horrenden Kosten praktisch ungelöstes Problem, so dass – optimistischen Schätzungen zufolge – nicht mehr als 5% der *hic et nunc* in elektronischer Form (meist auf CD-ROM, DVD, diversen Festplatten oder Servern etc.) vorhandenen Texte für die Zukunft gerettet werden können.¹³

Doch zurück zur *oblivio linguistica*, die überdies nicht nur die Romanistik, sondern gleichermaßen auch andere sprachvergleichende und damit polyglotte Disziplinen wie die Slawistik oder die Indogermanistik betrifft. Wenn sich nun das professionelle Ethos der Jung-Romanisten von morgen nicht mehr auf die möglichst breite und profunde Erlernung und Pflege mehrerer romanischer Sprachen, sondern stattdessen dominant auf die Pflege eines optimal einsetzbaren Globalesischen konzentriert, dann stehen nicht nur die eingangs zitierte persönliche Empathie zu den romanischen Völkern und Kulturen, sondern auch die Augenhöhe in Frage, von der aus der Kontakt mit den betreffenden romanischen Kulturen und deren Trägern gepflegt werden kann. Es sei denn, man reduziere den Begriff „Augenhöhe“ auf den auf Englisch geführten Dialog zwischen Nachbarn, von denen keiner mehr imstande und willens ist, die literarischen und wissenschaftlichen Spitzenleistungen des anderen im Original zur Kenntnis zu nehmen.

Exkurs:

Hierzu eine rezente Episode aus der Schweiz.¹⁴ Bekanntlich beruht seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das (innen)politische Selbstverständnis der Schweiz als einer Konsensual-Nation auch auf bestimmten kulturellen Voraussetzungen. Dazu zählt, dass über die Organisation des Pflichtschulwesens sichergestellt wird, dass die beiden helvetischen Hauptsprachen Deutsch und Französisch in der welschen und der deutschen Schweiz als *erste* lebende Fremdsprachen unterrichtet werden. Damit soll das innerhelvetische Zusammenleben auf eine solide Basis gestellt werden, welche vor allem durch einen garantierten

¹³ Cf. dazu Borghoff/Rödiger/Scheffczyk/Schmitz 2003, passim (aus EDV-technischer Perspektive) und Osten 2004 (aus kulturwissenschaftlicher Perspektive).

¹⁴ Siehe dazu Jurt 2008, passim.

Grundstock an wechselseitiger Kenntnis und reziprokem Respekt gekennzeichnet ist.

Nun haben vor ein paar Jahren einige deutschsprachige Kantone in der Ostschweiz beschlossen, bereits in der Volksschule den verpflichtenden Unterricht des Englischen („Frühenglisch“) einzuführen und damit die Vermittlung der helvetischen Sprache Französisch erst zwei Jahre später beginnen zu lassen. Dies hat zu nachhaltigen Protesten nicht nur der Welschschweizer, sondern auch all jener Kreise geführt, die weniger in der Kenntnis des (auch in der Schweiz immer massiver auftretenden) Englischen, als in einer *persönlichen Kompetenz* in zwei *helvetischen* Sprachen ein schützenswertes Proprium der Confoederatio Helvetica sehen.

Zur Ausräumung bzw. Befriedung dieser innenpolitischen Verstimmung durchgeführte Schulversuche sollten nun zeigen, dass es durch den Einsatz spezieller sprach-didaktischer Programme möglich sei, die Qualität des fortan als zweite lebende Fremdsprache zu erlernenden Französischen gegenüber früher (als das Französische noch als erste lebende Fremdsprache an die Kinder herangetragen wurde) zu steigern.

Diese Schulversuche sind aus Gründen gescheitert, die Harald Weinrich bereits 1985 klar vorausgesehen hat: „Man kann beispielsweise nicht das Englische als universale Wissenschaftssprache wollen und gleichzeitig meinen, man könne junge Leute dauerhaft motivieren, zu dieser Sprache, die ja auch als internationale Verkehrssprache offensichtlich überaus tauglich ist, noch weitere europäische oder außereuropäische Fremdsprachen zu erlernen. Die unter diesen Umständen erwartbaren Motivationsabbrüche sind in der jetzigen Schülergeneration bereits deutlich nachweisbar“ (in: Kalverkämper/Weinrich 1986, 193).

Doch wenn es so weit gekommen ist, dass Goethe in Frankreich sowie Molière in Deutschland (etc.) nur mehr über den Weg der Übersetzung (vielleicht sogar nur ins Englische und nicht mehr in die für eine Grenzüberschreitung längst als *unwürdig* bzw. *untauglich* betrachteten Muttersprachen Deutsch und Französisch) zur Kenntnis genommen werden, dann wird in der Tat „Epochales“ passiert sein bzw. wird sich ein für die Identität Europas sehr bedeutsames Blatt gewendet haben.

Exkurs:

Zur Illustration der Rolle von Mehrsprachigkeit für die Konstitution nationaler Identität teile ich hier eine im Jahr 1981 in Tallinn (Reval, Estland) stattgehabte Episode mit, die im Verlauf eines von der Estnischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Kongresses vorgefallen ist. Bei der Schilderung der nationalen und kulturellen Lage des damals noch voll in das Sowjet-Imperium eingefügten Estland erklärte mir – in Abwesenheit des damals üblicherweise fast omnipräsenten sowjetischen Bewachers (Politruks) – ein estnischer Linguist (auf Deutsch), ohne vorher von mir dazu irgendwie animiert worden zu sein, folgendes: es sei für die estnische Intelligenz aus Gründen der Selbstbehauptung der direkte Zugang zu den eigenen Archiven ungewein wichtig. Dafür sei aber die gute Kenntnis der in diesen Archiven anzutreffenden Sprachen eine unabdingbare Voraussetzung. Diese seien: neben Estnisch auch Russisch, Schwedisch und Deutsch „in beiderlei Gestalt“: in jener der Hanse („DAT-Deutsch“¹⁵) und in jener der (oberdeutschen) Bibelübersetzung Luthers („DAS-Deutsch“). Erst darnach beginne mit der Kenntnis von Französisch und Englisch die Öffnung zum Westen. Mein Gesprächspartner hatte damals bei der Demonstration dieser (für „English only“-Fans von heute völlig unfassbaren) *Penta-Glossie* die Finger der sich progressiv öffnenden Faust seiner rechten Hand verwendet.

Und wie steht es mit den sprachlichen Voraussetzungen bei der (west)europäischen Intelligenz für den Zugang zu den „Archiven Europas“, um daraus genau das zu schöpfen, was die estnischen Intellektuellen in den eigenen Archiven suchten: nämlich Vergewisserung der eigenen Identität?¹⁶

¹⁵ Darunter ist das Niederdeutsche zu verstehen, wo *dat* „das“ bedeutet.

¹⁶ In diesem Zusammenhang ist eine kleine Schrift von Johann Andreas Schmeller (1785-1852), dem bekannten Begründer der bayerischen Dialektologie, aus dem Jahr 1815 von besonderem Interesse, worin er sich – angesichts der damals drohenden monoglottischen Vorrangstellung des Französischen – in der Form einer prinzipiellen Rückbesinnung auf die von ihm als besonders wichtig angesehenen großen Kulturkreise Europas dafür ausspricht, dass die europa-bewussten Intellektuellen neben den alten Sprachen Latein und Griechisch die folgenden vier modernen Sprachen auf Leseniveau beherrschen sollten: Deutsch, Französisch, Englisch und Russisch (cf. v. a. Schmeller 1815, 27).

Und weiter: durch das progressive Verlernen von Sprachen fallen die darin niedergelegten geistigen Elaborate nicht nur einer generellen *oblivio*, sondern auch – gemessen an den im allbekanntesten Globalesischen verfassten Produkten – einer variabel großen Geringschätzung (*contemptio*) anheim: *oblivio* und *contemptio* bedingen einander bzw. sind Teile einer evolutiven Spirale, die sich immer schneller zu drehen beginnt: „Die Tatsache, dass man das in einer unzugänglichen Sprache Geschriebene nicht lesen kann, führt darüber hinaus – psychologisch beinahe unvermeidlich – zu der (oft unbewussten) Meinung, dies sei auch nicht so wichtig: da ich es nicht lesen kann, ist es nicht so wichtig. Es führt zu jener verhängnisvollen fehlenden Neugier.“ (Gauger 1988, 223).¹⁷

Es sei hier aber mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass die anstehende Problematik auch genuin wissenschaftsethische Dimensionen hat. Dies vor allem dann, wenn man unterstellt – was der Schreiber dieser Zeilen aus Überzeugung tat und tut –, dass Linguisten aller Couleurs – die immerhin Fachleute für eine Vielzahl von Sprachen sind bzw. sein sollten – für ihre Untersuchungsobjekte eine ähnliche *Verantwortung* wie Biologen für die ihren tragen. Wenn also in der Biologie für deren Fachvertreter ethische Standards zum Schutz bzw. zur Erhaltung der *Bio*-Diversität existieren, so ist zu fordern, dass es derartiges auch für Linguisten und den Schutz bzw. den Erhalt der *Glotto*-Diversität gibt.

In einem forschungsethisch orientierten Beitrag zur zweiten Auflage des de Gruyter-Handbuchs zur Soziolinguistik (Ammon/Dittmar/Mattheier/Trudgill 2004-2006) habe ich dafür drei Argumente namhaft gemacht (Goebel 2005b, 952-953): 1) ein *historisches*, 2) ein *kognitives* und 3) ein *professionelles* Argument.

Ob wohl angesichts dieses ambitionierten *hexa*-glottischen Postulats die (meist ja sträflich *oligo*-glotten) Befürworter von „English only“ Minderwertigkeitskomplexe bekommen werden?

¹⁷ Ich erinnere in diesem Zusammenhang an das im monolingualen lateinischen Mittelalter bei der Ansichtigwerdung griechischen Schrifttums üblich gewesene Dictum *Graecum est, non legitur* („Es ist griechisch, folglich ist es nicht lesbar.“). Das war keineswegs eine nur wertneutrale Feststellung!

Das *erste* Argument, demzufolge eine generalisierte „English only“-Praxis durch den parallelen Verlust der Lese-Fähigkeit in nicht-englischen Sprachen einen immensen kulturellen Verlust und Verzicht – nämlich auf den Ertrag vieler Jahrhunderte nicht-lateinischen Sprachausbaus – darstellen würde, wurde oben schon angesprochen.

Das *zweite* Argument evoziert für alle Sprachen neben ihrer spezifischen Weltbild-Funktion auch deren unverwechselbare Gedächtnisleistung für die betreffende Sprechergruppe, womit aber einsichtigerweise auch identitätsspezifische Faktoren verbunden sind. Auch darüber wurde weiter oben bereits einiges angedeutet.

Das *dritte* Argument schließlich bezieht sich darauf, dass der alltägliche Umgang mit einer Vielzahl von Sprachen für einen gestandenen Linguisten eine Erhöhung seiner *Professionalität* bedeutet. Davon war bislang noch nicht die Rede. Es ist das aber ein brennend heißes Thema, wovon im folgenden Abschnitt gehandelt werden soll.

Zuvor soll aber noch explizit darauf aufmerksam gemacht werden, dass das, was hier auf Deutsch und für ein Deutsch sprechendes bzw. Deutsch lesendes Publikum gesagt wird, weitgehend auch für jeden anderen *nicht-englischen* Sprach- und Kulturkreis Europas und dessen geisteswissenschaftliche Szene gelten kann bzw. schlichtweg gilt.

Exkurs zur Lage in den romanischen Ländern:

Ich äußere mich aus meiner romanistischen Perspektive vor allem zu den romanischen Großsprachen Französisch, Italienisch und Spanisch bzw. zu den sich derzeit dort abspielenden sprachlichen Dynamismen. Nun war es ja seit Menschengedenken so, dass die Kultur der systematischen Pflege von Fremdsprachen in diesen Ländern bei weitem nicht jenen Stellenwert hatte, der ihnen seit wenigstens zwei Jahrhunderten in den D-A-CH-Ländern zugemessen wurde. Dieser Umstand war (bzw. ist) zwar in den romanischen Ländern gut bekannt und wurde im inter-kulturellen Dialog auch immer wieder bedauert, jedoch im selben Atemzug als unbeseitigbar eingestuft.

Durch die auch in den zitierten drei Ländern im Verlauf der letzten Jahrzehnte erfolgte Forcierung des Unterrichts des Englischen im Primär- und Sekundarschulwesen hat sich aber die fremdsprachenspe-

zifische Isolierung der betreffenden jüngeren Bildungseliten stark verringert, so dass diese nunmehr in deutlich größerem Maß als früher am internationalen Austausch (freilich unter weitgehendem Verzicht auf die Verwendung ihrer eigenen Sprachen) teilnehmen können. Daher wird dort die neue Lage, die aus der Perspektive der deutlich sprach-offeneren D-A-CH-Länder mit Bedauern analysiert wird, durchaus als Fortschritt wahrgenommen. Doch wird von diesen Schichten dabei gänzlich übersehen, dass die Zahl jener jüngeren Gebildeten (und auch Gelehrten), die in den D-A-CH-Ländern über gute Kenntnisse im Französischen, Italienischen oder Spanischen verfügen und somit als empathie-geleitete Gesprächspartner „auf gleicher Augenhöhe“ in Frage kommen, immer kleiner wird.

Parallel dazu ist in diesen Ländern auch ein Rückgang der wechselseitigen Kenntnis der jeweils anderen romanischen Sprachen festzustellen. Davon ist – vor allem in Italien und Spanien – ganz besonders das Französische betroffen, ungeachtet seiner unleugbaren Leit- und Vorbildfunktion auch in diesen Ländern seit dem Mittelalter.

6. Zur Therapie: eine neue Sprachkultur für Romanisten?

„Learning dominant languages additively, including English for everyone, is OK. It is subtractive dominant language learning (where for instance English is learned at the cost of the mothertongues, not in addition to them) that kills other languages.“ (Skutnabb-Kangas 2000, XXXI). Zwar bezieht sich hier die Autorin auf im *Alltag* und *nicht* unter *Wissenschaftlern* ablaufende Sprachverdrängungsprozesse, doch hat es den sehr starken Anschein, dass unter Linguisten das evozierte *subtractive dominant language learning* nicht weniger oft vorkommt: siehe dazu meine eingangs zitierten Erfahrungen vom Wiener Romanistentag des Jahres 2007.

Hier soll jedoch unter gar keinen Umständen der Eindruck erweckt werden, als wären hinreichend gute Englisch-Kenntnisse für Romanisten nicht wichtig bzw. *rebus sic stantibus* sogar unentbehrlich. Doch soll der damit verbundene (und vollauf zu akzeptierende) Lernaufwand im Sinne von Skutnabb-Kangas keine wie immer geartete glottophage Wirkung auf die (virtuell noch bessere) Erlernung und Pflege diverser romanischer Sprachen entfalten. Wenn also die ältere Romanisten-Generation neben der Muttersprache Deutsch und der omnipräsenten Gymnasialsprache Latein

noch zwei oder drei (und fallweise sogar mehr) romanische Sprachen in zum Teil sehr guter Qualität präsent hatte (oder sich zumindest moralisch verpflichtet fühlte, das zu tun oder darnach zu streben)¹⁸, um solcherart eine hinreichend gute Professionalität zu erreichen, so sollte im Zeichen von „English only“ unbedingt danach getrachtet werden, dass die skizzierte Breite an Kenntnissen romanischer Sprachen nicht geringer wird.

Wieviele romanische und sonstige Fremdsprachen kannte und kennt denn der *linguiste roman moyen*?¹⁹ Ich kann mich nicht daran erinnern, dazu jemals explizite Mitteilungen gelesen zu haben. Was ich und wohl auch andere Fachkollegen dazu wissen, beruht auf persönlichen Einzelerfahrungen und -mitteilungen. Neuerdings kann man dazu in der Sprachbiographie-Forschung einiges – aber erneut nur in anekdotischer Form – finden.²⁰ Vor vielen Jahren habe ich bei einem germano-italienischen Linguistentreffen in Brixen (Südtirol) diesbezüglich unter rund 50 deutsch- und

¹⁸ In älteren Einführungswerken zur Romanistik kann man diesbezüglich sehr deutliche Exhortationen an die Adresse der Studienanfänger lesen: siehe dazu beispielsweise Rohlf's 1966, 2-3 (Ratschläge 1., 2. und 7.) oder Lausberg 1956, 7. Überall ist von gründlichen Kenntnissen in Latein und mehreren romanischen Sprachen und dem permanenten, selbst zu verantwortenden Bemühen die Rede, seine diesbezüglichen Kenntnisse laufend zu verbessern.

¹⁹ Hier ist natürlich ein persönliches Outing fällig. Der Schreiber dieser Zeilen hat seine professionell einsetzbaren Sprachenkenntnisse wie folgt erworben: 1) im Gymnasium (10. bis 18. Lebensjahr): Französisch und Englisch (über acht Jahre), Latein (über sechs Jahre), 2) während des Studiums (19. bis 23. Lebensjahr): Altgriechisch, Italienisch, Spanisch, 3. Danach (im Selbststudium und mittels Sommerkursen im Ausland): Portugiesisch, Katalanisch und Rumänisch. Erwähnt werden hier nur größere Sprachen, wozu es standardisierte Lehrbücher und Sommerkurse für Ausländer gibt. Passive Lese- und Hörverständniskompetenzen in kleineren romanischen Sprachen (die ich mir im direkten, *empathie*-geleiteten Umgang mit deren Sprechern angeeignet habe) werden hier nicht extra zitiert. Eine aktive und passive „Kongress-Tauglichkeit“ traute und traue ich mir – von meiner Muttersprache Deutsch natürlich abgesehen – in Französisch, Italienisch, Katalanisch, Spanisch und Englisch zu. Dieser Sachverhalt spiegelt sich auch in meiner Publikationsliste wider. Hinzuzufügen ist, dass ich nicht zu jedem Zeitpunkt meiner (vor allem späteren) Biographie *alle* einmal erlernten Sprachen in vergleichbarer Qualität *synchron* zur Verfügung hatte: noch eine jener weiter oben schon beklagten *obliviones*...

²⁰ Cf. dazu Franceschini/Miecznikowski 2004 und Gauger/Pöckl 1991 (nur mit Blick auf die Biographien von Linguisten).

italienischsprachigen Fachkollegen eine Umfrage gemacht und dabei herausgefunden, was vorher in vagen Umrissen auch schon bekannt war: nämlich dass die *tedeschi* (= Österreicher und Deutsche zusammen) im Schnitt das Italienische besser beherrschen als umgekehrt die Italiener das Deutsche (cf. dazu Goebel 1983, passim)²¹.

Die hier aufgestellte Forderung, dass die multiple Sprachkompetenz eines Fachmanns für romanische Sprachen neben dem Englischen auch mehrere romanische Sprachen umfassen sollte, beruft sich 1) auf die Fortführung des auf Diez zurückreichenden Ideals der *persönlichen Empathie* zur romanischen Welt und deren Teilen, 2) auf die durch ein spezielles kulturelles Bemühen unter Beweis gestellte *Respektierung der prinzipiellen Vielsprachigkeit* Europas, die ja – wiewohl oft nur in der Form leerer Appelle und Absichtserklärungen – eine von der EU offiziell akzeptierte politische Realität darstellt, 3) auf zahlreiche jüngere sprachdidaktische Konzepte²², die unter anderem den auf sprachlichen Vorkenntnissen beruhenden Vergleich zwischen einer Vielzahl genetisch verwandter Sprachen zum zusätzlichen Erwerb einer wenigstens passiven Lesekompetenz in einer zur betreffenden Gruppe gehörenden (und bislang unbekannt gewesenen) Sprache einsetzen.²³

²¹ Im von Lieber/Wentzlaff-Eggebert im Jahr 2002 herausgegebenen Sammelbändchen thematisiert vor allem J. Kramer (ibidem, 13-27) die zur Rezeption von auf Deutsch geschriebenen *Romanistica* nötigen Deutsch-Kenntnisse unserer romanischen Fachkollegen.

²² Dazu zählt u. a. der möglichst frühe (zusätzliche) Unterricht nicht-englischer Fremdsprachen (neben dem Englischen) in den Schulen. Dies sollte unter begleitender Reduktion der Zahl der Unterrichtsstunden des Englischen geschehen, da zu dessen vertiefender Erlernung jeder Schulabsolvent nach seiner Schulzeit unvermeidlicherweise vielfältige und omnipräsente Trainingsmöglichkeiten vorfinden wird. Die möglichst frühe (additive) Sensibilisierung der Schuljugend für nicht-englische Fremdsprachen hat auch europapolitische Dimensionen: cf. dazu Finckenstaedt/Schröder 1992, passim. Die europa-weite Zupflasterung der sekundären Curricula mit Englisch ist ja einer der mächtigsten Motoren der imagemäßigen Valorisierung der „English only“-Dynamik.

²³ Romanisten seien in diesem Zusammenhang ganz besonders auf das auf dem multiplen Sprachenvergleich beruhende „Sieben-Siebe-Programm“ (Euro-ComRom) zur parallelen Erlernung mehrerer romanischer Sprachen hingewiesen: cf. dazu Klein/Stegmann 2000 und Rutke 2002.

Dieses Spracherwerbs-Programm ist natürlich so wie die ganze Romanistik nicht für den berühmten *homme de la rue*, sondern für eine kultur- und auch leistungsbewusste europäische *Elite* bestimmt, deren europäische Identität im Malstrom der Globalisierung erkenn- bzw. unterscheidbar bleiben sollte und daher von ihren Trägern entsprechend gepflegt werden muss.²⁴

Natürlich erfolgt dieses Postulat gegenüber dem Zeitgeist *à rebrousse-poil* und setzt voraus, dass bei den Adressaten zuallererst die dafür nötige Sensibilisierung Platz greift. An entsprechenden Appellen bzw. Hinweisen mangelt es ja wirklich nicht.²⁵ Im Jahr 2008 hat der Berliner Romanist Jürgen Trabant ein sehr einfach tituliertes Buch („Was ist Sprache?“) vorgelegt, worin nebst genau dokumentierten Erläuterungen der historischen Antezedentien überaus klare Worte zur Regression bzw. zum Rückbau der nicht-englischen Kultursprachen Europas stehen. Ich zitiere daraus nur *exempli causa* die folgende Passage (Trabant 2008, 194):

„Zum Beispiel werden die Wissenschaften zunehmend nicht mehr auf Französisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch betrieben, sondern nur auf Englisch. Gerade die prestigereichen Domänen des Sprechens²⁶ werden aus den Nationalsprachen

²⁴ In diesem Zusammenhang ist auch der *asymmetrische* (mündliche wie schriftliche) Kontakt zwischen Gelehrten (Sprecher A spricht bzw. schreibt Sprache A, die vom Sprecher B verstanden wird, und umgekehrt) von Interesse: cf. dazu Posner 1991. Erasmus von Rotterdam (ca. 1465-1536) soll im internationalen Umgang diese Kommunikationsart favorisiert haben („*iter Erasmeum*“).

²⁵ Siehe dazu beispielsweise das „Wiener Manifest zur europäischen Sprachenpolitik. Die Kosten der Einsprachigkeit“, das 2001 aus Anlass des „Europäischen Jahres der Sprachen“ verabschiedet worden war: in deutscher, englischer und französischer Fassung abgedruckt bei De Cillia/Krumm/Wodak 2003, 9-19. Hinweise auf analoge Manifeste findet man auch bei Rutke 2002.

²⁶ Ich denke in diesem Zusammenhang an Code-Switching-Situationen, die mir gerade im letzten Jahrzehnt im Umgang mit jüngeren Kollegen (natürlich *semper utriusque sexus*) immer häufiger aufgefallen sind. Bei einem Kongress unterhält man sich in den Couloirs mit einem Kollegen bestens und mit der nötigen Präzision in einer nicht-englischen Sprache [*familiariter* bzw. in „Nähe-Sprache“] und würde daher naiverweise erwarten, dass dieser Kollege sich auch im Plenum bei Bedarf dieser Sprache bedient. Doch nichts dergleichen: im Plenum äußert er sich nur auf Englisch [*ex cathedra* bzw. in „Distanz-Sprache“].

eliminiert. Damit sinkt das, was die Linguistik den Status einer Sprache nennt, es sinkt das Ansehen dieser Sprachen, und es reduziert sich das, was die Linguistik den Ausbau einer Sprache nennt. Es verschwindet die Möglichkeit, auf Deutsch, Französisch oder Italienisch über Biologie, Physik und Wirtschaft zu sprechen, diese Felder der Rede fallen zunehmend aus diesen Sprachen heraus. Wir nähern uns einer diglossischen Situation, die folgendermaßen aussieht: Die oberen, prestigereichen Diskurse (Wissenschaft, Gesellschaft, Business, internationale Politik etc.) bespricht man im globalen Englisch, und für die alltäglichen ‚unteren Diskurse‘ bleiben die Nationalsprachen bzw. die Volkssprachen. Diese bekommen damit zunehmend den Status, den früher die Dialekte und Regionalsprachen hatten: Alltagskommunikation, mündliche Kommunikation, lokale Kommunikation. [...] Letztlich killt also das Globalesische die europäischen Nationalsprachen. Die Diskursdomänen der Dialekte und Regionalsprachen sind vom Globalesischen nicht betroffen. Die Nationalsprachen aber werden zwischen Dialekt und Globalsprache aufgerieben.“

Der Wiener Philosoph Konrad Paul Liessmann hat im Jahr 2006 ein brillant-bissiges (und zugleich katastrophal wahres) Buch mit dem eindeutigen Titel „Theorie der Unbildung“ vorgelegt, worin er ebenso auf die anstehende Problematik eingeht (siehe vor allem: 131-136) und zahlreiche ihrer Aspekte kritisch beleuchtet. Dabei nimmt er auch auf die enge Verzahnung zwischen der als „Phantasma“ bezeichneten *Internationalisierung*²⁷ der Geisteswissenschaften und dem Rückgang der Verwendung nicht-englischer Sprachen im modernen Wissenschaftsbetrieb Stellung:

Kurioserweise passiert mir solches in den letzten Jahren auch immer häufiger im schriftlichen Kontakt: bei einem Kongress diskutiert man lange mit einem Kollegen in einer nicht-englischen Sprache, oft auch in einer solchen, zu der beide Gesprächspartner *hic et nunc* intensiv forschen. Einige Zeit später erfolgt von diesem Kollegen zum diskutierten Thema eine Anfrage via Mail – auf *Englisch*. Erneut manifestiert sich hier der „Koch-Oesterreicher-Effekt“ des unterschiedlichen Kommunizierens nach *Nähe* und *Distanz*.

Ich unterlasse es in solchen Fällen aber nie, in meiner Rückantwort eine meine Haltung verdeutlichende *sprachpolitische* Bemerkung einzuflechten.

²⁷ Es müsste einmal ausgiebig diskutiert werden, was der höchst schillernde Begriff *Internationalisierung* für die Geistes- und Kulturwissenschaften eigentlich bedeutet bzw. wieviel davon ihnen nützt oder schadet.

„Die nahezu widerstandslose Akzeptanz des Englischen als Kongreß- und Verkehrssprache auch der Geisteswissenschaften deutet an, daß der Zusammenhang zwischen Sprache, Kultur, Geschichtsbewußtsein und Reflexionsvermögen, der für Gadamer²⁸ noch evident gewesen war, seine Gültigkeit verloren hat. Geblendet vom Phantasma der Internationalisierung und ängstlich darauf bedacht, nur ja nicht in den Geruch nationaler oder gar nationalistischer Denkweisen zu geraten, haben die Geisteswissenschaften vor allem des deutschsprachigen Raumes darauf verzichtet, diesen Transformationsprozeß selbst zum Gegenstand der kritischen Reflexion zu machen. Darüber zu rasonieren, was an Präzision, Kenntnis und Differenzierungsvermögen verlorengeht, wenn dort, wo es um Sprache und Sprachgebundenheit selbst geht, in einer fremden Sprache gesprochen, geschrieben und gedacht werden muß, gilt als höchst unfein. Darüber redet man nicht, denn wo die Weltelite winkt, will sich niemand zur Provinz Europa und ihrer Vielfalt rechnen lassen. Die Bekenntnisse zum kulturellen Pluralismus erfolgen so in der Regel in einer normierten Einheitssprache.“ (Liessmann 2006, 135-36).

Derselbe Autor weist in diesem Zusammenhang mit Recht auf ein anderes, mit der forcierten Internationalisierung des Wissenschaftsbetriebs verbundenes Phänomen hin: nämlich auf die Herausbildung einer schmalen, auf derartige Prozesse spezialisierten „Elite“:

„Die Internationalisierung der Wissenschaften ist ein weltweiter sozialer Segregationsprozeß, in dem sich eine schmale Schicht herauskristallisiert, deren Mitglieder in der Regel nur mehr mit ihresgleichen kommunizieren, sich von ihresgleichen bewerten lassen und mit ihresgleichen durch Rituale,

²⁸ Der Philosoph Hans Georg Gadamer (1900-2002) – seit 1949 Nachfolger von Karl Jaspers auf dessen Lehrstuhl in Heidelberg – hat sich 1989 wie folgt geäußert: „Man wird geradezu sagen dürfen, dass die Vielheit der Nationalsprachen Europas mit dem Faktum der Geisteswissenschaften und ihrer Funktion im Kulturleben der Menschheit aus innigster Verwachsung ist. Man kann sich nicht einmal vorstellen, dass diese Kulturwelt sich, auch wenn es noch so praktisch wäre, für die Geisteswissenschaften ebenso auf eine internationale Verkehrssprache einigen könnte, wie sich das in der Naturforschung schon seit längerem anbahnt.“ (Gadamer 1989, 36).

Verbindungen und wechselseitige Hilfestellungen bei aller Konkurrenz eine verschworene Gemeinschaft bilden. Dem wissenschaftlichen Fortschritt sind institutionalisierte Elitenbildungen übrigens nicht sonderlich dienlich: Sie erzeugen einen informellen Druck zur sozialen und intellektuellen Anpassung und sabotieren jene unorthodoxen und abseitigen Charaktere, ohne die es keine Innovationen gäbe.“ (Liessmann 2006, 131).

Zu dieser Analyse passt, was Konrad Ehlich in der fünften seiner elf Thesen gegen den neuen wissenschaftssprachlichen Unitarismus anführt. Ehlich bezeichnet den seit der frühen Neuzeit erfolgten Übergang vom Lateinischen zu den diversen Volkssprachen als *Demotisierung*. Die nunmehr sich vollziehende Universalisierung einer einzigen Wissenschaftssprache laufe auf eine eindeutig negativ zu beurteilende *Dogmatisierung* hinaus:

„[These 5] Die Universalisierung *einer* Wissenschaftssprache ist ein Schritt auf dem Weg zu neuer Dogmatisierung. Die prädemotischen Wissenschaftskulturen hatten jeweils verschiedene Dogmensysteme zur Grundlage, das byzantinische, das lateinisch-katholische und das arabisch-koranbezogene. Einsprachigkeit ist für solche Dogmatisierungsprozesse ein wichtiger struktureller Bestandteil, wird in ihnen doch genau jene Reflexivität verhindert.“ (Ehlich 2003, 54).

7. Conclusio: eher sarkastisch

Für die an sprachhistorischen Prozessen – vor allem an jenem der *Romanisierung* – interessierten Romanisten (*iterum utriusque sexus*) bieten die derzeit ablaufenden Sprachverschiebungsdynamismen ein überaus reiches Anschauungsmaterial; sie gestatten es in der Tat, sich von jenen Veränderungen ein klareres bzw. an Konturen reicheres Bild zu machen, die bei der progressiven Überschichtung der autochthonen Sprachen des Mittelmeerraumes durch das Lateinische abgelaufen sein müssen. Freilich gibt es da einen gewichtigen Unterschied. Abgesehen vom Griechischen waren diese zu „Substratsprachen“ gewordenen (bzw. degradierten) Idiome weitgehend schriftlos. Heute kämpfen ja schrift-gestützte und -geschützte Kul-

turen gegeneinander. Da ergeben sich durchaus gewisse Unterschiede zum Szenarium der Romanisierung.

Wie auch immer: die Dinge laufen sehr stark in einer Weise ab, wie man sie in allen (besseren) Lehrbüchern für Sprachgeschichte und Soziolinguistik vorfinden kann. Erstaunlich ist dabei aber doch, wie wenig das den Verfassern solcher Bücher selber auffällt bzw. wie wenig hier Altes mit Neuem verglichen wird²⁹.

Ich schließe mit einem letzten illustrativen Exkurs, der sich auf die Verdrängung des Okzitanischen durch das Französische bezieht. Es war dies ein viele Jahrhunderte andauernder Prozess, bei dem es auch um den Kampf zweier Schriftkulturen ging und bei dem Faktoren mitspielten, die wir aus unserer „modernen“ Welt gut kennen: politische Macht, soziale Hierarchien, religiös induzierte Konflikte, wirtschaftliche Marginalisierung, Prestige und Status etc.

Ich habe in den 70er Jahren im Süden Frankreichs mehrfach an den dort bei den Einheimischen und auch bei uns Romanisten aus den D-A-CH-Ländern recht beliebten *Universitats d'Estiu* („Sommer-Universitäten“) teilgenommen und dabei unter anderem (meist auf *Okzitanisch* vorgetragene) Vorlesungen des bekannten okzitanischen Linguisten, Romanciers und Politikers Robert Lafont gehört, zu dessen Spezialitäten die Beibringung sehr pointierter historischer Fakten zählte. An eine dieser historischen Pointen kann ich mich noch sehr gut erinnern: Lafont berichtete, dass in der älteren okzitanischen Literatur zur Veranschaulichung der sich langsam entfaltenden inneren Aushöhlung des sozialen Prestiges und des psychosozialen Status des Okzitanischen sehr sprechende Dokumente existierten. Es seien dies die anfangs mehrheitlich auf Okzitanisch geschriebenen Hirtenspiele („Noëls“) aus dem Spätmittelalter, die durch das dialogische Wechselspiel einer kleinen Anzahl feststehender, sozial aber deutlich hierarchisierter Figuren gekennzeichnet sind: die Hirten, Maria, Josef, die Heiligen drei Könige, verschiedene Engel und natürlich auch – ganz oben – der Liebe Gott.

²⁹ Siehe dazu beispielsweise Hamel 2006 oder Phillipson 2006 sowie auch andere einschlägige Beiträge im rezenten Soziolinguistik-Handbuch von Ammon/Dittmar/Mattheier/Trudgill (2004-2006).

Während die Figur des Lieben Gottes in der Frühzeit dieser Hirten-
spiele Lateinisch gesprochen hätte, wäre sie im Zuge der Emanzipati-
on des Okzitanischen vom Lateinischen ab dem frühen 15. Jahrhun-
dert zum Okzitanischen übergewechselt, um sich schließlich mit der
Wende zur Neuzeit der neuen Globalsprache Französisch zu bedie-
nen.

In welcher letzterer Sprache ihm nach und nach die Engel, die Heiligen
drei Könige und schließlich die Heilige Familie gefolgt seien. Nur die
Hirten seien, solange es diese Literaturgattung gab, beim nunmehr
eindeutig zum Unterschichtidiom gewordenen Okzitanischen geblie-
ben. Heute freilich reden auch sie seit langem französisch.

Robert Lafont bezeichnete diesen Vorgang treffend als *aliénation* „Ent-
fremdung“.

Alles klar?

Literatur:

Ammon, Ulrich, 1998. Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache?
Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen. Berlin, New
York: Walter de Gruyter.

Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter (eds.), 2004-
2006. Sociolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science
of Language and Society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von
Sprache und Gesellschaft. 2nd completely revised and extended edition/2. voll-
ständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Berlin, New York: Walter de
Gruyter, 3 vol.

Borghoff, Uwe K./Rödig, Peter/Scheffczyk, Jan/Schmitz, Lothar, 2003. Langzeit-
archivierung. Methoden zur Erhaltung digitaler Dokumente. Heidelberg:
dpunkt.verlag.

Calaresu, Emilia/Guardiano, Cristina/Hölker, Klaus (eds.), 2006. Italienisch und
Deutsch als Wissenschaftssprachen. Bestandsaufnahmen, Analysen, Perspekti-
ven/Italiano e tedesco come lingue della comunicazione scientifica. Ricognizioni,
analisi e prospettive. Berlin: LIT (Romanistische Linguistik, vol. 7).

Carli, Augusto/Ammon, Ulrich (eds.), 2007. Linguistic inequality in scientific
communication today. In: AILA Review, vol. 20 (special issue).

De Cillia, Rudolf/Krumm, Hans-Jürgen/Wodak, Ruth (eds.), 2003. Die Kosten der
Mehrsprachigkeit. Globalisierung und sprachliche Vielfalt/The Cost of Multilin-

gualism. Globalisation and Linguistic Diversity. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Ehlich, Konrad, 2003. Neubabylonische Sprachwissenschaft. Eine Kritik des wissenschaftssprachlichen Unitarismus. In: De Cillia/Krumm/Wodak, 49-55.

Finkenstaedt, Thomas/Schröder, Konrad, 1992. Sprachen im Europa von morgen. Berlin (etc.): Langenscheidt.

Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johann (eds.), 2004. Leben mit mehreren Sprachen. Sprachbiographien/Vivre avec plusieurs langues. Biographies langagières. Bern, Wien (etc.): Lang.

Gadamer, Hans Georg, 1989. Das Erbe Europas. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Gauger, Hans-Martin, 1988. Babel in den Geisteswissenschaften oder der ungeträumte Traum. In: Oksaar/Skudlik/Stackelberg, 203-231.

Gauger, Hans-Martin/Pöckl, Wolfgang (eds.), 1991. Wege in der Sprachwissenschaft. Vierundzwanzig autobiographische Berichte. Festschrift für Mario Wandruszka [zum 80. Geburtstag von M. W.]. Tübingen: Narr.

Glück, Helmut, 2008. Deutsch als Wissenschaftssprache. In: Grigat, Felix (ed.), Glanzlichter der Wissenschaft. Ein Almanach. Stuttgart: Lucius & Lucius, 37-43.

Goebel, Hans, 1983. Zu einer Kontaktlinguistik von Linguisten in Kontakt. In: Nelde, Peter H. (ed.), Theorie, Methoden und Modelle der Kontaktlinguistik. Bonn: Dümmler, 377-391 (Plurilingua 2).

Goebel, Hans, 2005a. La politica linguistica – una rilettura in chiave deontologica. In: Guardiano, Cristina/Calaresu, Emilia/Robustelli, Cristina, Carli; Augusto (eds.), Lingue, istituzioni, territori. Riflessioni teoriche, proposte metodologiche ed esperienze di politica linguistica. Rom: Bulzoni, 33-54 (Società di linguistica italiana, vol. 49).

Goebel, Hans, 2005b. Forschungsethische Probleme/Issues in Research Ethics. In: Ammon/Dittmar/Mattheier/Trudgill, vol. 2, 946-955.

Hamel, Rainer Enrique, 2006. The Development of Language Empires/-Entwicklung von Sprachimperien. In: Ammon/Dittmar/Mattheier/Trudgill, vol. 3, 2240-2258.

Hamel, Rainer Enrique, 2007. The dominance of English in the international scientific periodical literature and the future of language use in science. In: Carli/Ammon, 53-71.

Jurt, Joseph, 2008. Globalisierung und sprachlich-kulturelle Vielfalt (unter anderem aufgezeigt am Beispiel der Schweiz). In: Lüdi, Georges/Seelmann, Kurt/Sitter-Liver, Beat (eds.): Sprachenvielfalt und Kulturfrieden. Sprachminderheit – Einsprachigkeit – Mehrsprachigkeit: Probleme und Chancen sprachlicher Vielfalt. Fribourg: Academic Press/Stuttgart: Kohlhammer, 201-223.

Kalverkämper, Hartwig/Weinrich, Harald (eds.), 1986. Deutsch als Wissenschaftssprache. 25. Konstanzer Literaturgespräch des Buchhandels, 1985. Tübingen: Narr.

Klein, Horst G./Stegmann, Tilbert D., 2000. EuroComRom – Die sieben Siebe. Romanische Sprachen sofort lesen können. Aachen: Shaker.

- Kramer, Johannes, 2002: Deutsch als Publikationssprache und vielsprachige Romanistik – ein Ärgernis in der internationalen Wissenschaftslandschaft? In: Lieber/Wentzlaff-Eggebert, 13-27.
- Lausberg, Heinrich, 1956. Romanische Sprachwissenschaft, vol. I. Einleitung und Vokalismus. Berlin: Walter de Gruyter.
- Lieber, Maria/Wentzlaff-Eggebert, Harald (eds.), 2002. Deutschsprachige Romanistik – für wen? Heidelberg: Synchron.
- Liessmann, Konrad Paul, 2006. Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft. Wien: Zsolnay.
- Limbach, Jutta, 2008. Hat Deutsch noch eine Zukunft? Unsere Sprache in der globalisierten Welt. München: Beck.
- Oksaar, Els/Skudlik, Sabine/Stackelberg, Jürgen von (eds.). 1988. Gerechtfertigte Vielfalt. Zur Sprache in den Geisteswissenschaften. Mit einem Nachwort von Hans-Martin Gauger. Darmstadt: Luchterhand.
- Osten, Manfred, 2004. Das geraubte Gedächtnis. Digitale Systeme und die Zerstörung der Erinnerungskultur. Eine kleine Geschichte des Vergessens. Frankfurt/Main: Insel.
- Phillipson, Robert, 2003. English-only Europe? Challenging Language Policy. London, New York: Routledge.
- Phillipson, Robert, 2006. Language Spread/Sprachverbreitung. In: Ammon/Dittmar/Mattheier/Trudgill, vol. 3, 2291-2306.
- Posner, Roland, 1991. Der polyglotte Dialog. Ein Humanistengespräch über die Kommunikation im mehrsprachigen Europa. Aufgezeichnet und ins Hochdeutsche gebracht von R. P. In: Sprachreport 3, 6-10.
- Reinbothe, Roswitha. 2006. Deutsch als internationale Wissenschaftssprache und der Boykott nach dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/Main, Berlin etc.: Lang.
- Rohlf, Gerhard, 1966. Einführung in das Studium der romanischen Philologie. Allgemeine Romanistik, französische und provenzalische Sprachwissenschaft. Heidelberg: Winter, 2. verbesserte Auflage.
- Rutke, Dorothea (ed.), 2002. Europäische Mehrsprachigkeit. Analysen – Konzepte – Dokumente. Aachen: Shaker.
- Schmeller, Johann, Andreas, 1815. Soll es *eine* allgemeine europäische Verhandlungs-Sprache geben? Kempten: Dannheimer (neu hg. von Ludwig M. Eichinger und Helmut Schaller. Grafenau: Morsak 1988).
- Skutnabb-Kangas, Tove, 2000. Linguistic genocide in education or world wide diversity and human rights? Mahwah (New Jersey): Erlbaum.
- Trabant, Jürgen, 2008. Was ist Sprache? München: Beck.
- Stackelberg, Jürgen von, 2009. Künftig nur noch Englisch? Ein Plädoyer für den Gebrauch der Muttersprache in den Geisteswissenschaften, Bonn: Romanistischer Verlag.
- Trabant, Jürgen, 2008. Was ist Sprache? München: Beck.